

# Der frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt 1937 RM. 4.— und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1937 dem Postcheckkonto Nürnberg 30 804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen. Nach § 10 der Satzungen müssen Abmeldungen für das kommende Jahr bis spätestens zum 30. September des laufenden Jahres betätigt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft. — Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftwalter Dr. Anton Fries, Würzburg, Randersackerer Straße 26/I, zu senden. Die Rücksendung von unverlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt wird.



Nr. 2

1937

## Die Meranier. Von Peter Schneider.



In diesem Jahre, am 6. Mai, kehrte zum siebenhundertsten Mal der Tag wieder, an dem das erhabenste Baudenkmal der fränkischen Lande, der Dom zu Bamberg, nach wiederholten schweren Brandschäden in einem durchgreifenden Neubau so weit gediehen war, daß er in Anwesenheit der Bischöfe von Eichstätt, Merseburg, Naumburg und Würzburg feierlich geweiht werden konnte. Da ist es denn ganz unerlässlich, daß im Frankenbund eines stolzen Geschlechtes gedacht wird, das mit diesem Domneubau in engstem Zusammenhang steht, des Geschlechtes der Grafen von Andechs und Herzoge von

Meran, die als „Meranier“ dem Geschichtsfreund wohlbekannt sind. Das Geschlecht, mit einem Arnold (I.) aus dem Dämmer des zehnten Jahrhunderts emporstehend, zuerst als Grafen von Dießen (am Ammersee) genannt, dann nach neuem Sitz auf lustiger Bergeshöhe als Grafen von Andechs bezeichnet, nennt sich seit Ende des 12. Jahrhunderts auch „Herzoge von Meranien oder Meran“. Dieses Wort hat natürlich weder mit Meerane im Vogtland noch mit der Stadt Meran in Südtirol etwas zu tun; es bedeutet „Land am Meer, Küstenland“, aus slowenisch „more“ umgedeutet in Meer, das die gleiche Bedeutung hat, mit dem slawischen Selbstlaut auch „Moravia“ genannt, und bezeichnet nichts anderes als Kroatien und sein Küstenland, das Liburnien oder Dalmatien des Altertums. Schon vor den Grafen von Andechs hatten die Grafen von Dachau seit 1152 den Titel „Herzoge von Meran“ innegehabt; eine wirkliche Herzogsmacht war damit keineswegs verbunden, denn Kroatien stand seit 1089 mit kurzen Unterbrechungen immerfort unter den Königen von Ungarn, und es

ist — um das Fremdwort zu gebrauchen — pitant genug, daß etwa zu Anfang des 13. Jahrhunderts der Graf von Andechs Otto VII. sich Herzog von Meran nannte, sein Bruder Berthold V. einige Jahre lang Ban von Kroatien wirklich war und ihrer beider Schwager, der König Andreas von Ungarn, als „Herzog von Kroatien und Dalmatien“ der tatsächliche Oberherr des Gebietes gewesen ist. Wenn, wie es scheint, Kaiser Friedrich I. den Titel an Berthold IV. verliehen hat, so wollte er doch wohl damit alte Rechtsansprüche auf dieses einst von Karl dem Großen beherrschte Gebiet geltend machen. Jedenfalls gab der Titel dem schon reichbegüterten Geschlecht erhöhtes Ansehen und ermöglichte ihm Verbindungen mit den ersten Fürstenhäusern der Zeit. Von besonderer Bedeutung für die Familie wurde es, daß sie infolge einer Heirat auch in Franken bedeutende Güter erwarb, und zwar durch die Vermählung des Grafen Arnold II. mit Gisela, der Tochter des letzten, im Jahre 1057 verstorbenen Markgrafen von Schweinfurt und Herzogs von Schwaben Otto, und unsere fränkische Plassenburg ob Kulmbach wurde nun ein Sitz und schließlich der Hauptsitz des Geschlechtes, das sich nun auch „Grafen von Plassenburg“ nannte. Die dazugehörigen Eigen- und Lehengüter erstreckten sich, wie die der Grafen von Truhendingen, hauptsächlich über den nördlichen Jura und anstoßende Teile des Frankenwaldes; nicht weit von Bamberg ist der Ort Herzogenreuth (im Volksmund „Zoggerat“) auf dem „Gebirg“ ein bemerkenswertes Zeugnis für die Rodungstätigkeit dieser Herzoge. In besonders enge Verbindung traten sie, wie vorher die Grafen von Alenberg, mit der Kirche Bamberg, von der sie die alte, von dem Berthold-Zuitpoldingischen Hause vordem besessene Gaugrafschaft im Radenzgau und das daran sich schließende kaiserliche Landgericht des Bistums als Lehen erhielten; und nicht weniger als drei Mitglieder der Familie bestiegen den Stuhl des heiligen Otto: Graf Otto (VI.), genannt „Largus“, der Freigeige, Bischof von 1177—1196, dessen Regierung als „friedlich und wohlthätig“ bezeichnet worden ist; dann Ekbert, 1203—1237, und endlich sein Oheim Poppo (II.), der nach der ganz kurzen Zwischenregierung eines Siegfried von Ottingen auf Ekbert folgte, ein schon ganz alter Mann; er war 1196 schon Propst von St. Stephan in Bamberg gewesen und wurde 1242 seines Amtes entsetzt, weil er ihm in keiner Weise gewachsen war. Gerade die engen Beziehungen zu der Bamberger Kirche, um deren willen wir im Jubiläumsjahr dieser Familie gedenken, sollten aber zum Unglück und wir dürfen sagen, zum Untergang des Geschlechtes beitragen. Denn mit an den Namen der Meranier knüpft sich eines der größten Argernisse des deutschen Mittelalters, der Kaisermord vom Jahre 1208.

Der schon genannte Berthold IV., der zuerst in seiner Familie als Herzog „von Dalmatien“, „von Kroatien“ oder „von Meran“ zeichnet, hatte neun Kinder; darunter waren fünf Töchter, von denen Agnes (II.) die — in dieser Ehe allerdings sehr unglückliche — Gemahlin des Königs Philipp August von Frankreich wurde, Gertrud als Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn die spätere Landgräfin Elisabeth von Thüringen gebär und Hedwig als Gattin des Herzogs Heinrich von Schlesien und Polen sich die größten Verdienste um die Eindeutschung Schlesiens erwarb und, wie ihre Nichte Elisabeth, von der Kirche heilig gesprochen wurde. Die vier Söhne Bertholds IV. aber waren der schon genannte Otto VII., dann Heinrich IV., Markgraf von Istrien, Ekbert, der Bischof, und der ebenfalls schon genannte Berthold V., der Ban von Kroatien, der aber



vorher schon Domprobst zu Bamberg gewesen war und zuletzt auch Patriarch von Aquileia wurde. Otto, der älteste Sohn, schien nun durch eine ganz besonders ehrende Heirat auch einen bedeutenden Machtzuwachs für sich und sein Haus erringen zu sollen. Am 21. Juni gab König Philipp der Hohenstaufe, genannt von Schwaben, zu Bamberg seinen Segen zur Vermählung Ottos mit seiner Nichte Beatrix von Burgund und begleitete das scheinbar höchst glückliche Paar noch ein Stücklein Weges auf ihrer Hochzeitsreise; und wenige Stunden später war er eine Leiche. Die meisten Deutschen wissen von der Schulbank her, daß der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach wegen persönlicher Zurücksetzung den Herrscher in der Bischofsburg zu Bamberg mit dem Schwert tötete; auch daß er entfloh, schließlich aber von des Kaisers Kanzler Heinrich von Kalben in der Nähe von Regensburg erschlagen wurde. Nicht so allgemein bekannt ist, was wir nun im Zusammenhang mit diesem Mord von den Meranern zu sagen haben und was sich zu einem Fürstenstand ersten Ranges auswuchs. In der allgemeinen Empörung über die ruchlose, in Deutschland, dem Land der Gefolgschaftstreue, so ungewöhnliche Tat wollte man, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, nicht glauben, daß hier nur die Rache eines Gefränkten vorliege; man suchte nach politischen Hintergründen, und sozusagen im Handumdrehen waren die vermeintlichen Drahtzieher gefunden: eben der Bischof von Bamberg und seine Verwandten. Es schien ja manches für ein Wissen der Meranier um die beabsichtigte Tat zu sprechen: Ekbert war der Gastgeber und damit Beschützer des Königs, in seinem Hause geschah der Mord; in der ersten eigenen und fremden Verwirrung war der Mörder unmittelbar nach der Tat noch zu dem Bischof geflohen; Heinrich von Istrien, der jüngere Bruder, schien Grund zum Unmut gegen den älteren, nun durch die Heirat mit der Kaiserinichte zur Pfalzgraffschaft Burgund gekommenen Bruder zu haben; vielleicht hatte er, nachdem er in Erbschaftsstreitigkeiten vergebens den König um Vermittlung angerufen, seinem Unmut allzu deutlichen Ausdruck gegeben — vielleicht dem Pfalzgrafen Otto zur Flucht verholfen — genug, der allgemeine Verdacht fiel auf die Sippe, und der Schein der Mitwisserschaft wurde dadurch noch verstärkt, daß Heinrich wie Ekbert zu ihrem Schwager Andreas nach Ungarn flüchteten, vielleicht das Unflügste, was sie tun konnten, wenn sie wirklich unschuldig waren; und die neuere Geschichtsforschung nimmt ihre Unschuld mangels glaubhafter Gründe zu der Tat durchaus an. Auf dem Reichstag zu Frankfurt im November des gleichen Jahres 1208 wurden Otto von Wittelsbach, Heinrich und Ekbert des Mordes angeklagt und zu Augsburg Januar 1209 unter dem Vorsitz des neuen Königs Otto von Braunschweig als abwesend für schuldig erkannt, in die Acht getan, aller Würden, Lehen und Eigengüter für verlustig erklärt: ein schmachvoller Sturz in die Tiefe. Doch begann ihr Geschick langsam wieder eine günstigere Wendung zu nehmen. Papst Innozenz III. nahm sich zunächst seines Bischofs insofern an, als er auch eine kirchliche Untersuchung durch den Erzbischof von Mainz Siegfried II., von Eppstein, den Bischof von Würzburg Otto I. von Lobdeburg und den Abt von Fulda Heinrich III. anordnete. Ekbert soll denn auch auf einer Versammlung in seiner eigenen Bischofsstadt 1211 freigesprochen worden sein, aber da sich vor 1215 keine Urkunde für eine von ihm in Franken vorgenommene Handlung findet, dürfte er doch wenigstens bis dahin suspendiert (außer Amtes gesetzt) gewesen sein. Heinrich von Istrien aber schloß sich später



an den Staufer Friedrich II. an, und nun wurde seine Unschuld auch am Hofe anerkannt. Waren so die Meranier im ganzen rehabilitiert, wie man heute sagt, so lebte doch fort und fort in den Augen vieler ein Makel an dem Geschlecht, und man wird den Eindruck nicht los, als ob beständig gegen sie gearbeitet worden sei. Und bald erfüllte sich ihr äußeres Schicksal. Otto VII., in einer der bewegtesten Zeiten der mittelalterlichen Geschichte Besitzer weitzerstreuter, aber darum auch sehr unsicherer Besitzungen geworden, mußte die Güter einem unmündigen Sohn überlassen, der noch dazu sein einziger Sohn war. Unter diesem, Otto VIII., geht nahezu alles verloren, vor allem die bayerischen Besitzungen; die Lehengüter hatte König Otto nach der Beurteilung der Brüder als erledigte Reichslehen an Herzog Ludwig von Bayern gegeben, und dieser gab sie nicht nur nicht wieder heraus, sondern schritt sogar zu erfolgreichen Eroberungszügen in die Eigengüter des Geschlechts. So bleiben Otto VIII. fast nur die fränkischen Besitzungen; und hier, auf seiner Burg Rieften bei Weismain, ist er kinderlos am 19. Juni 1248 gestorben — an einer Krankheit, sagt die ernsthafte Geschichtsforschung, durch Mord, die vollstümliche Überlieferung, schrifttümlich zuerst vertreten durch die sogenannten Schäftlarnner Annalen („veneno infectus a suis strangulatus miserabiliter moritur“, vergiftet und dann von seinen eigenen Leuten erdrosselt starb er eines kläglichen Todes). Die vollstümliche Überlieferung kennt auch den Namen des Dienstmannes, der ihn tötete, und will wissen, daß die Tat geschah, weil Otto seine Frau entehrt hatte; sie läßt den letzten Meranier um sein Leben betteln:

„Ach lieber Hager, laß mich leben,  
ich will dir Nordsee und Rieften geben  
und Plassenburg, die neue,  
daß dich's nicht gereue“.

Die Erzählung ist eine vom seelenkundlichen Standpunkt aus sehr verständliche Sage, aber weiter nichts. Aus jener Art des vollstümlichen Gerechtigkeitsgefühls heraus, das eine sichtbare Sühne für begangene Untat verlangt, mußte sich förmlich eine Überlieferung bilden, die den Letzten des nach allgemeiner Auffassung doch mit Königsblut besleckten Geschlechtes durch Mörderhand enden ließ. Dieser Letzte hatte nur fünf Schwestern, und an drei von diesen und damit an ihre Gatten fiel das fränkische Erbe der Meranier; an Beatrix, die Gattin Hermanns II. von Orlamünde, an Margareta, die Gemahlin Friedrichs von Truhendingen, und an Elisabeth, die Frau des Burggrafen Friedrich III. von Hohenzollern. Das war die berühmte „meranische Erbschaft“, um deren Antritt noch viel gestritten, noch mancher Tropfen Blutes vergossen, manche Ortschaft zerstört werden sollte und die den Erben in jedem Betracht teuer zu stehen kam. Als Gewinner blieben schließlich, nach dem Niedergang und



Ein Staat verjüngt sich ewig in seiner Jugend,  
deshalb muß die Sorge um die Gesunderhaltung  
der Jugend unsere vornehmste Aufgabe sein.

Aussterben der Orlamünde wie der Truhendingen, das Bistum Bamberg und die fränkischen Hohenzollern übrig. —

Doch wir wollen, nachdem wir von dem hohen Glück und tiefen Leid des Geschlechtes so manches angedeutet haben, in dem Jubiläumsjahr des Bamberger Domes noch einmal auf den Zusammenhang der Meranier mit diesem erhabenen Bauwerk zu sprechen kommen. Die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hat, im Hinblick nur auf das rein Politische, manches übersehen, was wir Heutigen nicht missen wollen und was manche Persönlichkeit doch in anderm Lichte erscheinen läßt, als wenn wir nur ihre sittliche Wesensart und ihr Wirken im Staate betrachten. Im Geiste jener Geschichtsforschung lag es z. B., wenn der so verdiente fränkische Geschichtsschreiber Friedrich Stein über den Tod Bischof Eberts schrieb: „Zu Wien endete am 5. Juni 1237 Eberts bewegtes und für sein Hochstift, besonders in dessen fränkischem Teil, wenig nütliches Leben“. Noch ungünstiger lautete natürlich das Urtheil über seinen Oheim Poppo. Diese Geschichtsschreibung sah nicht, daß gerade unter Ebert das Entscheidende für den Bamberger Dom geschah, daß unter ihm ein Teil der wundervollen Steinbildwerke entstanden sein muß, die das Entzücken der Welt sind, und daß dies ohne eine sehr starke Mitwirkung des Bischofs und Landesherrn gar nicht geschehen sein kann. Wenn wir auch nur wenige Einzelheiten durch Urkunden beglaubigt finden, so sehen wir doch die Bemühungen des Bauherrn feierlich anerkannt durch die päpstliche Ablassbulle vom 6. Januar 1232, in der hervorgehoben wird, daß „der Bischof die Kirche, welche durch ein geheimes Gottesgericht insolge einer Feuersbrunst niedergebrannt war und von ihm nicht ohne große Mühe und Kosten wieder erbaut wurde, demnächst wieder weihen wolle“. Und daß die Arbeiten sich vornehmlich auf die Ostteile des Doms erstreckten, geht daraus hervor, daß im Jahre 1231 der Chordienst vom östlichen, dem Georgenchor, nach dem westlichen, dem Peterschor verlegt werden mußte, eben wegen der Bauarbeiten. Aber schon Eberts Großoheim, Bischof Otto, hat ohne Zweifel Erneuerungsarbeiten am Dom veranlaßt. Wer will uns nach Lage der Dinge widersprechen, wenn wir diesen beiden Meraniern einen ähnlich starken Einfluß auf das Kunstschaffen des Hochstifts einräumen wie später etwa den Schönborn für ihre Länder? Auf etwas anderes noch sei — nicht von mir zum ersten Mal — hingewiesen. Die Bamberger Dombildwerke sind, das kann nicht geleugnet werden, ohne jene wohlbekannten französischen (d. h. fränkisch-germanischen) Vorbilder nicht denkbar. Nicht „nachgeahmt“ haben die deutschen Meister, aber in dem damals durchaus nordisch gerichteten Nordostfrankreich gelernt. Dies gilt ganz allgemein von sicher nicht wenigen deutschen „Steinmetzen“, aber, was Bamberg betrifft, sind doch gerade die Beziehungen der Meranier zu Frankreich auffällig. Otto VII. heiratet die Pfalzgräfin von Burgund und verlobt selbst seinen Sohn mit der Tochter des Pfalzgrafen von Champagne; seine Schwester Agnes ist von 1196—1200 Gattin des Königs von Frankreich Philipp August; Ottos VIII. Schwester Adelheid ist mit dem Grafen Hugo von Burgund und darnach mit dem Grafen Philipp von Savoyen vermählt — Beziehungen, die doch immerhin von Ebert im Sinne seiner bauherrlichen und künstlerischen Bestrebungen ausgenützt worden sein können.

So bleibt denn den Meraniern der Ruhm, mit der Baugeschichte eines Nationalheiligtums der Deutschen aufs engste verbunden zu sein; ein hoher



Ruhm, der vieles wieder gutmacht, was vielleicht von ihnen gefehlt worden ist. Ekbert hat in dem von ihm so geförderten Dom nicht nur seine Grabstätte, sondern auch ein bemerkenswertes Denkmal aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts gefunden, ganz ähnlich dem des Bischofs Berthold von Leiningen (1258—1285) und vielleicht von derselben Hand, aber künstlerisch bedeutender als jenes. Es stellt den Bischof Ekbert in mäßig erhabener Arbeit dar, wie er leicht vorwärts schreitend, (heraldisch) rechts gewendet, die Rechte segnend erhebt; in der Linken trägt er den Stab. Das Gesicht ist wohl kein Bildnis, aber jedenfalls das Antlitz eines deutschen Edelmannes des Mittelalters. In der lateinischen Umschrift ist er als „Eckenbertus marchio de Andechs“, als „Markgraf von Andechs“ bezeichnet.

Hoch und stolz klingt also trotz manchem Geschehnis der Name des Geschlechtes zu uns her; und ehrwürdig schaut zu uns Heutigen schließlich auch das Wappenbild der Meranier herüber. Der Erste, von dem ein Reiteriegel mit Wappen sich nachweisen läßt, ist Berthold IV., der am 12. August 1204 starb; es zeigt einen rechtsgewendeten Adler, und dieser ist jedenfalls das älteste Wappenzeichen der Grafen von Andechs. Eine Wappenmehrung erblickt wir auf einem Rückiegel und auf einem neuen Reiteriegel Ottos VIII.: jetzt befindet sich im Schild oben ein rechtschreitender, hersehender (also „leopardierter“) Löwe, unten der Adler. Von einem farbigen Wappen, das wirklich aus der Zeit Ottos VIII. stammt, ist mir wenigstens nichts bekannt; nach Wappenbüchern waren die Tiere goldfarbig in blauem Feld, und golden in Schwarz führt sie das allerdings erst im 15. Jahrhundert gegründete Kloster Andechs; gold oder silbern in Schwarz auch das Orlamünder Wappen, in das sie wegen der oben erwähnten Heirat übergingen. Daß aber das Schildfeld doch ursprünglich als blau zu denken ist, dürfte das Bamberger Stadtwappen beweisen, dessen gewappneter Ritter (= der heilige Georg) einen blauen Schild mit dem meranischen Adler führt — übrigens ein Hinweis darauf, daß dieses Stadtwappen höchst wahrscheinlich von Bischof Ekbert verliehen worden ist. Dieser Adler ist im heutigen Bamberger Stadtwappen silbern, früher aber war er auch in diesem Wappen nachweisbar golden. Professor Sabel in Bamberg, ein verdienter Heraldiker, schloß seinerzeit daraus, daß der Bischof bei der Verleihung des Wappens den silbernen Adler seines Hauses für die Bamberger in einen goldenen gewandelt habe, aus „politischer Rücksicht auf das erlauchte Haus der Meranier, mit welchen die Stadt nicht in eine Wappenfehde kommen sollte“. Es ist aber nicht ganz sicher, ob diese Beweisführung zutrifft. Wir kennen genug Beispiele dafür, daß abhängige Städte das Wappen ihres Herrn ungewandelt übernahmen, und so könnte man auch sagen: durch die Herübernahme des unveränderten meranischen Wappens, das noch dazu dem heiligen Georg, einem der beiden Schirmheiligen des Domes, in die ritterliche Faust gegeben wurde, sollte eher die herrschaftliche Obergewalt eines der Meranier über die Stadt ausgedrückt werden. Vielleicht hat, in dieser Entstehungszeit der deutschen Heraldik, die Farbe der meranischen Wappentiere überhaupt noch zwischen Gold und Silber geschwankt und ist bald so, bald so gebraucht worden. Wir haben uns in der diesem Aufsatz vorangestellten Skizze für Gold entschieden.

